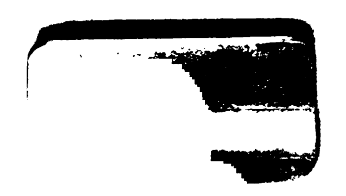

UC-NRLF
$B 125 114



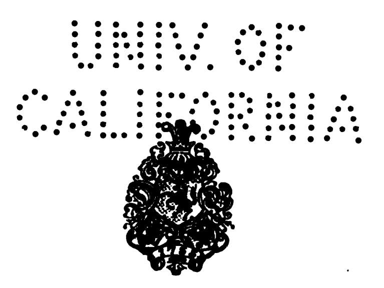
Die Leipziger Mundart

und ihre

Behandlung in der Volksschule.

Von

E. Hofmann,
Schuldirektor in Leipzig.



Leipzig.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1904.

Vorwort.

Der nachstehende Vortrag wurde am 24. November 1903 in der Hauptkonferenz des Schulinspektionsbezirkes Leipzig I gehalten. Er ist in seinem praktischen Teile aus den Erfahrungen der Schulstube hervorgegangen. Vielseitige Zustimmung, die der Vortragende aus der großen Zahl seiner Amtsgenossen gefunden hat, und der Wunsch des Herrn Bezirksschulinspektors Schulrat Prof. Dr. D. Müller haben ihn bewogen, die bescheidene Arbeit durch den Druck zu veröffentlichen.

Leipzig, Neujahr 1904.

E. Hofmann.

Verehrte Anwesende! Lassen Sie mich mit einem Rückblick beginnen. Der Gegenstand des ersten Vortrages in der vorjährigen Hauptkonferenz war Heimatkunde. Ich habe die Aufgabe erhalten, in dieser Konferenz über die Leipziger Mundart zu sprechen.

Beide Themen sind einander verwandt. Denn zeigt uns jenes in erster Linie den heimatlichen Boden, der uns alle trägt, so redet dieses von den heimatlichen Lauten, die uns auf Schritt und Tritt umschweben.

Es findet ja auch zwischen dem heimatlichen Boden und der heimatlichen Mundart eine gewisse Ähnlichkeit statt.

Ohne bedeutende Erhebungen und tiefe Täler, ohne die Verkehrsader eines belebten Stromes und den stillen Zauber im Waldesgrün verborgener Seen erscheint unsere Heimat dem Fremdlinge aller Reize bar; die heimatliche Sprache aber, die in ihrer Breite und Einförmigkeit ein Spiegelbild des heimatlichen Bodens ist, wird oft zum Spott für andere deutsche Stämme, die sich eines klangvolleren oder schneidigeren Dialektes rühmen.

Wenn wir Lehrer nun auch stets darüber klar gewesen sind, daß die Kenntnis der Heimat, und wäre sie noch so einförmig und reizlos, die Voraussetzung für das Verständnis der Fremde und ein Mittel zur Weckung und Förderung der Heimatliebe ist, und wenn aus beiden Gründen die pädagogische Praxis der Heimatkunde immer eine hohe Stellung in der Reihe der Unterrichtsfächer eingeräumt hat, so weiß doch die Schule auf der andern Seite nicht recht, wie sie sich zum heimatlichen Dialekte verhalten soll.

Die Meinungen darüber sind sehr verschieden. Während Wackernagel und in seinem Sinne eine neueste pädagogische Richtung fordern, daß den Kindern der Volksschule sogar der literarische Gebrauch der

Mundart gestattet werden möge, stellte Professor Hochstetter auf der Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung zu Karlsruhe im Jahre 1881 den Leitsatz auf, daß aus nationalen, pädagogischen und methodischen Gründen der vollständige Ausschluß des Dialektes aus der Volksschule strengstens zu fordern sei.

Das Richtige wird wie überall auch hier zwischen den beiden Extremen liegen, und ich erachte es für meine Aufgabe, nachdem ich kurz über das Wesen der Leipziger Mundart gesprochen habe, Ihnen darzulegen, wie die Schule zwar auf der einen Seite gegen ihren schädigenden Einfluß auf den fehlerfreien Gebrauch und die lautreine Aussprache des Hochdeutschen zu kämpfen hat, doch auch auf der andern Seite die zeitweilige Zulassung und die unterrichtliche Behandlung der Mundart nicht ausgeschlossen sind.

I.

Zunächst müssen wir zu der Frage Stellung nehmen, ob es denn wirklich eine Leipziger Mundart gibt.

Von vielen wird bekanntlich diese Frage verneint, weil sie meinen, die Art und Weise, wie der Leipziger spricht, sei nichts weiter als eine etwas sorgfältigere oder nachlässigere Aussprache des Hochdeutschen.

Ich dagegen möchte die Frage bejahen, da unsere Mundart, d. h. die Sprache der unteren Schichten der städtischen Bevölkerung und der Bewohner der Umgebung, alle Eigenschaften besitzt, die man als charakteristische eines Dialekts zu bezeichnen pflegt: eigenartige Melodie, eigenartige Artikulation gewisser Laute, eigenartige Flexionsformen und Wortbildungen.

Die Leipziger Mundart gehört zu der großen Gruppe der oberdeutschen Dialekte und ist als ein Zweig des Meißner oder osterländischen Dialektes anzusehen.

Mit all den zahlreichen Zweigen dieses Dialekts hat sie die mangelnde Unterscheidung der harten und weichen Konsonanten, die fehlerhafte Aussprache des ö, ü und eu und die Sprachmelodie gemeinsam. Spezifisch dagegen sind ihr die besondere Breite des ei und au, das weiche, fast

ganz verschwindende r und die falsche Aussprache des k. Zum Leipziger r, das in Wörtern wie Mark, stark, Marsch und anderen fast unhörbar ist, bemerke ich, daß es doch noch schärfer klingt als das Berliner, wenn wir auch nicht so schnurren können wie die Lausitzer; zum k aber, daß eine Verwechselung des k und g, wie sie in der Bliemchenliteratur eine Rolle spielt, im Leipziger Dialekt durchaus nicht vorkommt, da er für beide Buchstaben nur den g-Laut besitzt. Auch ist es mir stets interessant gewesen, zu beobachten, daß unsere Kinder, obwohl sie im dialektischen Sprechen k und g nicht unterscheiden, doch selten nach dieser Hinsicht orthographische Fehler machen, so lange es sich um Wörter handelt, die sowohl dem Wortschatze des Kindes als auch dem Wortschatze des Dialektes angehören, daß die Unsicherheit aber sofort beginnt bei Wörtern, die beiden Sprachgebieten fremd sind (beginnen, begünstigen, begehren u. a.). Die hervorstechendste Eigenschaft unsers Dialektes ist meines Erachtens die ihm eigentümliche Melodie, die durch die Dehnung und mannigfache Schattierung der Vokale und durch die Brechung der Diphthonge ei und au in ein fast hörbares e-i und a-u erzeugt wird, die sich aber wie jede andere mundartliche Melodie durch Buchstaben nicht fixieren läßt, „weil zur Darstellung der unendlich vielen Vokale, die die Sprache besitzt, und deren fast unmerkbaren und ganz kontinuierlichen Übergängen die vorhandenen Schriftzeichen bei weitem nicht ausreichen.“ (Sievers.)

Der Fremde behauptet, wir Leipziger sängen. Es mag richtig sein. Doch gestatte ich mir eine kleine literaturgeschichtliche Einwendung.

Als unser Gellert vor Friedrich dem Großen einige seiner Fabeln deklamieren sollte, weigerte sich anfangs der bescheidene Mann und entschuldigte sich, die Art seines Vortrags würde dem Könige nicht gefallen, denn er habe einen singenden gebirgischen Ton, worauf der König antwortete: „Ja, wie auch die Schlesier“. Aus den Worten des Königs und des Dichters aber ergibt sich, daß eine gewisse Melodie allen Dialekten zukommt und daß andere Mundarten auch singen, jede freilich in ihrer eigenen Tonart.

Betrachten wir hierauf das Gebiet des Leipziger Dialektes.

Es ist eng begrenzt. Nach Professor Albrecht, der ein Wörterbuch

und eine Grammatik der Leipziger Mundart geschrieben hat, reicht es nicht weiter als bis nach Markranstädt im Nordwesten, wo die Verwechselung von mir und mich und die preußische Aussprache des g beginnt, und bis Rötha im Süden, wo man kein falsches k mehr hört.

Aber auch in diesem engen Kreise gibt es wieder verschiedene Nüancierungen der Mundart, durch die sich einzelne kleinere Gebiete voneinander unterscheiden. Ich erinnere nur an das Wort schlagen, das in dem einen Orte die mittelhochdeutsche Form „schlahen" behalten hat und im Imperativ mit ihm oder ihn verbunden „schlahn" heißt, während es wieder anderwärts im Infinitiv „schlaachen" und im Imperativ „schlaggen" ausgesprochen wird.

Da nun aber das engbegrenzte Gebiet des Leipziger Dialekts sehr dicht bevölkert ist, so nimmt die heimische Mundart unter den hunderten der deutschen Sprache in bezug auf ihre Ausbreitung bei weitem noch nicht die letzte Stelle ein.

Ihre ästhetische Bewertung dagegen erscheint vielen als eine ganz geringe, obwohl sich in wirklich gebildeten Kreisen immer mehr die Auffassung Bahn bricht, „daß es ein Vorurteil ist, von einer Gegend behaupten zu wollen, in ihr werde das beste Deutsch gesprochen". (Paul.)

Das ist Geschmacks- und Modesache. Geschmäcker aber sind verschieden, und Moden kommen und gehen. Der Meißner und mit ihm auch unser Leipziger Dialekt haben diesen Wandel der Beurteilung erfahren. Lange Zeit galt das Deutsch des sächsischen Flachlandes als das beste und wurde in jeder Reisebeschreibung als solches empfohlen. Und diese Zeiten liegen noch gar nicht allzuweit hinter uns.

So erzählt Klaus Groth, er sei einst einem Engländer begegnet, der seine Söhne habe nach Meißen bringen wollen, weil er gelesen hatte, daß dort das beste Deutsch gesprochen werde. Von Goethe aber berichtet die berühmte Rachel, er habe sich der sehr aiséen sächsischen Sprache bedient.

Wird man nun auch hinlänglich Grund haben, daran zu zweifeln, daß mit dieser sehr aiséen sächsischen Sprache gerade unsere Leipziger Mundart gemeint ist, so läßt sich doch die Tatsache nicht leugnen,

daß der Ruf des heimischen Dialekts vor Zeiten ein besserer war als gegenwärtig.

Die Ursachen der gesunkenen Wertschätzung sind wahrscheinlich verschiedene.

Es mag ja sein, daß das Singen, Dehnen und Ziehen, in dem wir wirklich etwas Erkleckliches leisten, die Spottlust herausfordert; es mag auch sein, daß mit dem Siege der schrillen norddeutschen Querpfeife über die weniger durchdringenden Instrumente des sächsischen Heeres auch der schärfere Dialekt dem weicheren den Rang abgelaufen hat. Der Hauptgrund für die Geringschätzung des Leipziger Dialekts liegt jedoch nach meinem Dafürhalten in der meist wenig würdigen Vertretung, die er bisher in der mundartlichen Literatur fand.

Wir Leipziger haben keinen Hebel, der mit seinen alemannischen Gedichten und seinem Schatzkästlein „die Mundart aus dem Banne des Vorurteils löste und zum Propheten der Schönheit der Stammessprache wurde“; wir haben keinen Klaus Groth, an dessen ewig schönen Liedern sich das ganze deutsche Volk erfreut; wir haben keinen Fritz Reuter, der in seinen Werken kernige, ehrliche, tiefangelegte Gestalten zeichnet wie einen Habermann und Meister Snut; wir haben nicht einmal einen Riedel, Röder, Döhler, aus deren bescheidenen Dichtungen man immerhin Menschen kennen lernt, die einem durch ihr biederes Wesen, ihr fröhliches Herz, ihre sinnige Naturbetrachtung und ihre treue Heimatliebe sympathisch sind. Unsere heimische Dialektpoesie dagegen kennt meist nur Karrikaturen und hat den Weg in das deutsche Volk durch die „Fliegenden Blätter“ genommen. Dieser Umstand aber ist der Wertschätzung der Mundart zum Nachteil gewesen, weil die bekannte Bliemchenpoesie unsere Rede- und damit auch unsere ganze Anschauungs- und Denkweise so oft lächerlich und läppisch erscheinen läßt.

Mußte es so sein? Gewiß nicht. Zwar Heldengesänge wird kein Poet in Leipziger Mundart dichten. Aber warum sollte sie sich zur Darstellung des Intimen und Zarten weniger eignen als andere Mundarten, und, wenn ich einmal recht optimistisch reden darf, warum sollte es als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß unserm gemütreichen sächsischen Volks-

tum einmal ein Dichter ersteht, wie ihm vor hundert Jahren in Ludwig Richter ein Maler des Kleinlebens und des Intimen geboren wurde?

Ob freilich bis dahin unser heimischer Dialekt, der sich ja im allgemeinen nur wenig von der Schriftsprache unterscheidet, als ein eigenes Sprachgebilde erhalten bleibt, wird von vielen stark in Zweifel gezogen, indem sie darauf hinweisen, wie mit Notwendigkeit durch den gesteigerten Einfluß der Schule und durch das vermehrte Zuströmen der verschiedensten Bevölkernngselemente gewisse dialektische Eigentümlichkeiten immer mehr verschwinden müssen.

Prüfen wir beide Einwände!

Was zunächst den Einfluß der Schule anbetrifft, so erzählt Rudolf Hildebrand in einem Aufsatze: „Zur Geschichte der Aussprache in neuester Zeit" (Zeitschrift für deutschen Unterricht, 7. Jahrgang), daß in seinen Kinderjahren selbst in den gebildeten Kreisen Leipzigs eine Unterscheidung von eu und ei, von ö und e, von ü und i nicht bestanden und daß man auf der Kanzel und dem Katheder allgemein die deutsche Treue mit zwei ei und die höchste Schönheit mit zwei e gesprochen habe. Da sei dann mit einem Male eine Änderung eingetreten. Der Anstoß zu dieser Änderung aber sei von der ersten Bürgerschule ausgegangen und zwar von dem Direktor derselben, Vogel. Als nun Hildebrand im Jahre 1848 den Deutschunterricht in der Tertia des Thomasgymnasiums übernahm, da habe er den Einfluß Vogels bereits verspürt, und so sei nach und nach die veränderte Aussprache aus der Schule mit hinaus in das Leben gegangen und aus den gebildeten Ständen zum Teil auch in niedere Gesellschaftsschichten hinabgedrungen.

Ein gewisser Einfluß der Schule auf den Dialekt läßt sich also nicht leugnen. Daß aber dieser Einfluß nur ein beschränkter ist, wird mir jeder von Ihnen aus eigner Erfahrung bestätigen und möge auch aus folgender Tatsache erkannt werden.

Ich erinnere mich, daß Ausgang der 70er Jahre unser verstorbener Schulrat Hempel bei irgend einer Gelegenheit die Äußerung tat, er werde, wenn er längere Zeit im Amte bliebe, es noch dahin bringen, daß das fehlerhafte k aus den Leipziger Schulen und vielleicht auch aus dem

Leipziger Dialekt verschwinde. Es ist ihm, dem energischen Mann, nicht gelungen. Mag auch durch ihn die Schulsprache eine etwas bessere geworden sein, der Dialekt hat keine Änderung erfahren. Auch hierin bestätigt sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß das Leben stärker ist als die Schule.

Und selbst die der Großstadt zuströmenden dialektfremden Bevölkerungsmassen können den Dialekt wohl ein wenig modifizieren, werden ihn aber niemals verdrängen.

Unsere eigenen Kinder liefern den Beweis dafür. Wenn wir auch in der Familie das lautrichtige Sprechen pflegen, wenn selbst Vater und Mutter als Zugewanderte einen fremden Dialekt sprechen, das mit andern Kindern verkehrende und auf der Straße spielende Kind wird doch Anklänge der Leipziger Mundart in seine Sprache aufnehmen, und eines Tages stehen wir vor der vollendeten Tatsache, daß unser eigenes Kind sich in einem gewissen Grade des Dialektes bedient, ein echter Leipziger geworden ist. Der Dialekt ist etwas Bodenständiges und hat wie alles Bodenständige eine starke assimilierende Kraft.

Nach diesen Erörterungen über die charakteristischen Merkmale, die Ausbreitung, Bewertung und Beständigkeit des Leipziger Dialekts werden wir noch einen Blick auf sein Vokabular zu werfen haben.

Wie in allen Dialekten, so finden wir auch im Leipziger zunächst eine Anzahl Wörter, die dem Hochdeutschen fremd sind, daneben aber auch solche, die schriftdeutsch und dialektisch zugleich, in der Mundart eine abgeschwächte oder veränderte Bedeutung erhalten haben.

Zur Illustration dieses dialektischen Bedeutungswandels, den viele Wörter bei ihrem Übergange aus dem Hochdeutschen in den Leipziger Dialekt erleiden, gestatte ich mir zwei Beispiele hinzuzufügen.

Bei einem Familienbesuche wurde ein zwölfjähriger Knabe in scherzhaftem Tone gefragt, wie er sich mit seinem neuen Lehrer stehe, worauf der Junge in derselben Tonart und mit dialektischem Anklange entgegnete: „'s is e Hund“. Nichts lag dem gutgezogenen Kinde noch dazu in Gegenwart der Eltern ferner, als mit diesem Satze eine unehrerbietige Äußerung über seinen Lehrer zu tun; vielmehr wollte es damit anerkennend sagen:

Er nimmt es genau mit seinen Pflichten, und wer's von uns nicht ebenso macht, dem weist er die Zähne.

Und nun das andere. Wenige Tage nach dem Eintritte in mein neues Amt kam eine einfache Frau zu mir und beklagte sich über die Nichtversetzung ihres Kindes. Nach Einsichtnahme des Zensurprotokolls erklärte ich ihr, daß eine Änderung unmöglich sei, worauf sie halb ärgerlich, halb resigniert versetzte: „Aber, 's is doch gemeene, daß mei Junge vom Lehrer die Viere gekriegt hat.“ Ich glaubte, diese Äußerung nicht ungerügt lassen zu dürfen, weshalb ich etwas schroff erwiderte: „Es kommt Ihnen durchaus nicht zu, die Maßnahmen eines Lehrers als gemein zu bezeichnen.“ Die Frau machte daraufhin ein ganz verblüfftes Gesicht und entgegnete, das habe sie doch gar nicht gesagt. Und sie hatte recht. Denn das Wort „gemeene“ in dem gebrauchten Zusammenhange bezeichnet im Leipziger Dialekt nur das subjektive unangenehme Empfinden, das durch ein bestimmtes Geschehnis erzeugt wird, während das Wort „gemein“ nach der Ausdrucksweise der Leute die Bezeichnung für eine aus niedriger Gesinnung hervorgegangenen Handlung ist.

Viele Äußerungen im dialektischen Gewande, und das wollen wir recht beherzigen, sind darum weit harmloser als ihre Übersetzungen in die Schriftsprache, und man sieht hieraus, wie notwendig die Kenntnis des Dialektes und im Zusammenhange damit auch die Kenntnis der Anschauungsweise der niederen Volksschichten für den Richter ist, wenn er billig Urteil fällen will, und für den Lehrer, der die Kinder des Volkes zu erziehen hat.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den heimatlichen Dialekt wenden wir uns nun der Beantwortung der Frage zu: Wie hat sich die Schule zum Leipziger Dialekt zu verhalten?

II.

Die meisten von den Kindern, welche in die Volksschule eintreten, bringen den Dialekt mit, und viele von ihnen — man denke an die Elementaristen unsrer Bezirksschulen — haben bis zu ihrer Aufnahme in die Schule fast nur Dialekt gehört und gesprochen.

Ihnen erscheint das Hochdeutsch der Schule als eine fremde Sprache, die sie zwar notdürftig verstehen, in der sie sich aber nicht geläufig auszudrücken vermögen. Für solche Kinder müssen wir das Schriftdeutsch als neue Sprache schaffen, indem wir sie anleiten, ihren vorhandenen Wortschatz aus dem Lautstande des Dialekts in den Lautstand des Hochdeutschen zu erheben; und nach und nach werden sich die Kleinen auch davon überzeugen, daß in der Schule nur die neue Redeweise als richtig anerkannt wird.

Freilich ist das von den einzelnen Schülern mit mehr oder weniger Schwierigkeit erlernte Hochdeutsch bei vielen in lautlicher und grammatisch-syntaktischer Hinsicht noch recht minderwertig.

Zunächst ist es mangelhaft in lautlicher Hinsicht; denn das Kind überträgt die falschen Vokal- und Konsonantenbildungen, die der heimischen Mundart eigen sind, ohne weiteres auch auf die Schulsprache.

Die Zahl dieser fehlerhaften Lautbildungen ist sehr groß. Wir greifen jetzt nur wenige heraus.

Allgemein bekannt ist das Leipziger k, das vollständig dem anlautenden g gleichgesprochen wird und geradezu als ein Charakteristikum des heimischen Dialekts anzusehen ist. Wie schwer die richtige Aussprache des k-Lautes manchen Kindern fällt, erkennt man daran, daß sie nicht nur einen besondern Willensakt erfordert, sondern auch eine merkbare Anstrengung der Sprachwerkzeuge nötig macht, die so groß sein kann, daß Muskelpartieen, die nicht eigentlich der Erzeugung von Lauten dienen, durch Reflexbewegung in Mitleidenschaft gezogen werden.

Zur falschen Lautbildung gehört ferner die fehlende Unterscheidung der harten und weichen Konsonanten. Eine Steigerung dieses allgemeinen Fehlers findet noch in besonderer Weise statt, wenn unsere Schüler das p nicht nur durch das b ersetzen, sondern an diesem weichen Verschlußlaute wieder die mundartliche Abwandlung in w vollziehen, so daß nun gleichsam durch eine dialektische Veränderung zweiten Grades die häßlichen Wortgebilde Alwen für Alpen, Tulwen für Tulpen und Gärwer für Körper u. a. m. in Erscheinung treten.

Dialektische Färbung überträgt das Leipziger Kind auch auf alle

Wörter, die mit der schwierigen Doppelkonsonanz des Pf oder Pfl beginnen, so daß das Pferd zum Ferde, die Pflaume zum Flaume und der Pflug zum Fluge wird.

Um nicht zu ermüden, will ich nur noch auf einen Lautbildungsfehler aufmerksam machen, der erst seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren in unsern Leipziger Volksschulen sich eingenistet hat, jetzt aber bereits zu einer wahren Hochflut von Fehlern die Ursache geworden ist; ich meine die immer mehr schwindende Fähigkeit, die Endungen ich (ig) und isch, das inlautende ch und sch und das anlautende j und sch sprachlich scharf zu unterscheiden.

Fehler wie: Ich gehe in die Kirsche — Auf den Bäumen hängen Kirchen — Das Quadrat ist eine Fläsche — Im Grase blühen Veilschen sind gar nicht mehr als besonders gravierende zu bezeichnen. Es wird ärger. In meiner eigenen dritten Klasse schrieb voriges Jahr ein zwar wenig befähigter, aber sonst recht sorgfältiger Knabe in einem Aufsatze statt „o ja" „o scha", einen Fehler, dem ich auch in diesem Jahre in den Aufsatzheften einer sechsten Klasse begegnet bin, wo ich ferner an Stelle des persönlichen Fürwortes ich das Wort isch und anstatt jeder scheber gefunden habe.

Ferner teilte mir ein Kollege, der durch straffe Disziplin ein leichtsinniges und flüchtiges Arbeiten wohl zu verhindern versteht, vor kurzem mit, daß im Diktate von etwa fünfzig Schülern seiner zweiten Klasse vier das Wort selig mit dem sch geschrieben hätten, und ich wette hundert gegen eins, daß in dem Satze: „Heimatlose und verirrte Menschen wurden von den barmherzigen Mönchen aufgenommen und bewirtet", ein recht großer Teil der Schüler einer Klasse die beiden Wörter Menschen und Mönchen klanglich nicht genügend unterscheidet.

Das ist nur eine kleine Blütenlese der dialektischen Lautbildungsfehler, die sich aus unsrer Leipziger Mundart in die Schulsprache hineindrängen. Die gemeinsame Ursache für viele dieser Fehler finde ich in einem Zweifachen:

Zum ersten in einer unzureichenden Schulung des Gehörs, das das schöne und richtige Sprechen nur schwer vom unschönen und falschen zu unterscheiden vermag.

Zum andern aber in der mangelnden Fähigkeit vieler Schüler, scharf zu artikulieren, und in dem Streben nach Bequemlichkeit, „das sich darin äußert, den tatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten in der Artikulation aus dem Wege zu gehen und das Klangbild eines Wortes mit geringster Anstrengung der Sprachwerkzeuge hervorzubringen.“ (Freyer).

Aus den Ursachen der Fehler ergeben sich aber für die Praxis auch die Mittel und Wege zu ihrer Bekämpfung.

Zunächst also müssen wir das Gehör der Kinder schärfen. Es geschieht, indem wir sie aus unserm Munde nur eine artikulierte und lautreine Aussprache vernehmen lassen, und indem wir nicht verfehlen, sie wiederholt und mit Nachdruck auch auf den ästhetischen Unterschied zwischen gutem und schlechtem Sprechen aufmerksam zu machen.

Ferner ist es nötig, durch phonetische Übungen eine gewisse Sprachtechnik herbeizuführen, d. h., durch phonetische Übungen die Sprachwerkzeuge der Kinder so zu schulen, daß ihnen die Überwindung lautlicher Schwierigkeiten leichter wird.

Zu diesem Zwecke empfiehlt bekanntlich Krumbach (Deutsche Sprach- und Sprechübungen, Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1893) die Aufstellung und wiederholte Übung von Wörtergruppen, durch die die einzelnen Lautbildungsfehler planmäßig bekämpft werden, und denen ich zu einer energischen Überwindung des oben gekennzeichneten ch- und sch-Fehlers noch Gruppen wie folgende hinzufügen möchte:

heimlich, heimisch	das Jahr, die Schar
kindlich, kindisch	jetzt, er schätzt
herrlich, herrisch	ja, der Schah 2c.

Zwar können derartige Übungen „nicht den Anspruch erheben, für geistreich zu gelten; doch wenn sie unsern Kindern zu der Überzeugung verhelfen, daß jedem Laute sein Recht werden muß“, und wenn durch sie die vernachlässigte Sprachtechnik nur einigermaßen gefördert wird, dann haben sie ihren Zweck erreicht.

Indem aber der Lehrer mit unausgesetzter Sorgfalt und Zähigkeit den Hang zur Bequemlichkeit im Sprechen bekämpft und mit Konsequenz darauf hält, „daß die Sprache der Schule nicht die Spuren der Straße

an sich habe“, dient er mit Erfüllung dieser Forderung zugleich den höchsten Zielen der Erziehung, und es ist mir aus der Seele gesprochen, wenn unser geschätzter Kollege Lüttge in seinem neuesten Werke: „Die mündliche Sprachpflege als Grundlage eines einheitlichen Unterrichts in der Muttersprache“ sagt: „Wer sich immer einer wohlklingenden, korrekten Redeweise befleißigt, der muß Mund und Ohr jederzeit in strenge Zucht nehmen, und diese äußere Zucht ist gleichzeitig Gedankenzucht und damit Disziplinierung des ganzen Menschen.“

Wird nun aber selbst durch einen erfolgreichen Kampf der Schule gegen die Fehler der dialektischen Lautbildung die Sprache des Kindes schon vollkommen dialektfrei? Ich glaube nicht. Ein gewisses dialektisches Kolorit — Freunde der Mundart vergleichen es mit dem Erdgeruch der Scholle und mit der Blume des Weines — bleibt unter allen Umständen auch der erworbenen Schulsprache. Und das darf ihr bleiben; denn es entwertet den Menschen nicht, wenigstens nicht in den Augen der wirklich Gebildeten, wenn man ihm beim Sprechen anmerkt, welcher Teil des weiten Vaterlandes seine engere Heimat ist. Vollständige Dialektfreiheit ist sprachliche Bleichsucht, und auch das Leipziger Kind braucht sich im Verkehr mit anderen Volksgenossen und draußen in der Fremde des dialektischen Anklanges in seiner Rede nicht zu schämen.

Neben den Fehlern der Lautbildung schleichen sich zweitens auch grammatische und syntaktische Fehler aus unserm Leipziger Dialekte in das Hochdeutsch der Kinder ein, die ebenso zu bekämpfen sind wie jene. Auch jetzt kann die Zahl der von mir zu erwähnenden Beispiele nur eine ganz beschränkte sein.

Die ersten liegen im Bereiche der Deklination.

Da finden wir im Dialekte zunächst neben vielen falschen Pluralen älteren Datums wie die Geschäfter, die Pfeiler, die Kränzer, die Ärme, die Näme ꝛc. neuerdings das Streben, die Mehrzahl der Substantive mit Vermeidung des Umlauts einfach durch die Anhängung eines s zu bilden, so daß man schon in der achten Klasse anstatt die Väter und Mütter die Vaters und Mutters zu hören bekommt.

Ferner umgeht der Leipziger Dialekt gern den Genitiv und meidet

ihn stets dort, wo er einen Besitz anzeigt (Meinem Vater sein Haus), obwohl der zweite Fall keineswegs dem Dialekte fremd ist, da man Redensarten wie „sich keiner Arbeit scheuen“, „Versteckens spielen“, „nicht viel Federlesens machen“ auch aus dem Munde des gewöhnlichen Mannes vernimmt.

Schmerzenskinder vieler Dialekte und auch des einheimischen sind ganz besonders der dritte und vierte Fall.

Eine Verwechselung beider, obwohl es oft behauptet wird, kommt im Leipziger Dialekt selten vor, und ich habe immer gefunden, daß Kinder, welche in der Unterscheidung von mir und mich, der und die 2c. sich unsicher zeigten, entweder zugewandert waren oder von Eltern abstammten, die jenseits der nördlichen Grenzen des Leipziger Dialekts geboren wurden.

Auch ist es nur zum Teil richtig, wenn man behauptet, unsrer Mundart fehle der Dativ. Gewiß hören wir Sätze wie folgende: „Gib's d'n Manne mit d'n Hute“ oder: „Vor en Hause sah ich en Wagen mit en Ferde.“ Aber das e bei den Wörtern Manne, Hute, Hause, Ferde ist nicht das rhythmische e, dessen sich der Leipziger so gern bedient (die Musike, der Soldate, iche, niche), sondern das dativische e, das sofort in Wegfall kommt, sobald dasselbe Wort im Akkusativ gebraucht wird: „Ich sah en Mann ohne en Hut.“ Es fehlt also unserm Dialekte keineswegs der volle Dativ, es mangelt ihm nur ein Teil der dativischen Bezeichnung, nämlich die Wörter dem und einem.

Fehlerhaft dagegen gebraucht die heimische Mundart meist die anredenden Fürwörter Sie und Ihnen, also das groß geschriebene Sie und Ihnen, während sie sich des klein geschriebenen in richtiger Weise bedient. Diesen falschen und richtigen Gebrauch des einen und des andern finden wir sogar in demselben Satze unmittelbar nebeneinander. Will mir z. B. jemand mitteilen, daß er mehreren Personen unverblümt seine Unzufriedenheit ausgedrückt hat, so spricht er: Ich will Sie's nur sagen (falsch), daß ich's'n tüchtig gesagt habe (richtig).

Außer der mundartlichen Deklination zeigt auch die mundartliche Konjugation manche Abweichungen von der Schriftsprache.

Da verrät zunächst der Dialekt sehr oft die Neigung, die schwache Konjugation an die Stelle der starken zu setzen, eine Erscheinung, die in einem gewissen Parallelismus steht mit dem Streben, die umlautende Pluralbildung durch die Anhängung eines s zu verdrängen, und darum hören wir flechteten und fechteten anstatt flochten und fochten, die Sonne scheinte, die Mutter backte ꝛc.

Andere falsche Imperfekte dialektischen Gepräges sind: er begonn, er sponn, er schwomm, er trunk, er sung, er hulf, er gewonn. Begründet sind diese Fehler in dem Hange, dem Imperfekt den Vokal des Partizips zu geben: trunk, getrunken; sponn, gesponnen. Doch wollen wir nicht außer acht lassen, daß manche von diesen schriftdeutsch falschen Imperfekten alte Formen sind, die der Dialekt treuer bewahrt hat als das Hochdeutsche und die noch heute im schriftdeutschen Konjunktiv weiterleben: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne."

Ferner könnte ich sprechen von den dialektischen Fehlern in der Konjugation des Hilfszeitwortes sein, von der an das Englische erinnernden Anwendung des Wortes tun nicht nur im fragenden und verneinenden, sondern auch im bejahenden Satze, von den Fehlern im Gebrauch mancher Verhältniswörter und Bindewörter, von der mundartlichen Scheu vor dem Konjunktiv, die uns hauptsächlich die Einübung der indirekten Rede so sehr erschwert, von dem Pleonasmus der volkstümlichen doppelten Verneinung und von vielen anderen grammatischen Eigentümlichkeiten. Manches Interessante würde dabei zur Sprache kommen; doch die Zeit verbietet die weitere Ausführung.

Diese wenigen Beispiele aber geben uns Fingerzeige dafür, was die Volksschule neben der Pflege des richtigen Sprechens in allen Stunden, besonders in ihren Grammatikstunden zu treiben hat.

Nicht achte ich es für notwendig, unzählige Hauptwörter durch alle Kasus der Einzahl und Mehrzahl deklinieren und eine Menge Tätigkeitswörter durch alle Zeiten und Aussageformen konjugieren zu lassen; überflüssige Arbeit ist es auch, wenn man Sätze bilden läßt zu allen Verhältniswörtern und Bindewörtern, die an und für sich schon richtig gebraucht werden; sondern die grammatischen und syntaktischen Fehler der

Mundart, die sich „als mächtiges Hindernis“ (Grüllich) dem Gebrauche des reinen Hochdeutschen in den Weg stellen, die müssen mit nie ermüdendem Eifer durch unsern Grammatikunterricht in erster Linie bekämpft werden.

Wenn wir aber dabei nach einer bekannten Hildebrandschen Forderung die richtigen hochdeutschen Formen nicht lehren wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volkssprache, dann wird trotz der unerläßlichen scharfen Scheidung der Schulsprache von der Mundart dem Kinde das geforderte Hochdeutsch nicht erscheinen als ein verdrängender Ersatz seiner Volkssprache, sondern „als eine veredelte Form derselben, als ein Sonntagskleid neben dem Werktagskleide.“ (Hildebrand).

III.

Nicht immer ist jedoch der Dialekt der Feind, den wir von der Schwelle der Schule zurückweisen müssen. Unter Umständen dürfen wir ihn einlassen und in den Dienst der Schule stellen.

Zunächst wird es in der Elementarklasse der Fall sein. Begegnen wir doch auf dieser Unterrichtsstufe auch in unseren Leipziger Volksschulen vielen Kindern, deren Hochdeutsch noch nicht so weit entwickelt ist, daß sie darin einigermaßen zusammenhängend sprechen können; und dem beobachtenden Lehrer entgeht es nicht, wie diese Kinder noch mundartlich denken und wie das verlangte hochdeutsche Sprechen zuerst gleichsam ein Übersetzen des mundartlich Gedachten nötig macht. Die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten erklären auch die merkbare Befangenheit der Kleinen und die befremdende Erscheinung, daß sie, die doch daheim und auf dem Spielplatze so redelustig sind, im Unterricht so still und redeträg werden. Mit der Passivität im Reden ist aber meist auch eine Abnahme der geistigen Lebendigkeit verbunden.

Ich meine, solchen Kindern müsse auch nach der Aufnahme in die Schule noch eine Zeit lang und in gewissen Grenzen der Gebrauch der Haussprache gestattet sein, ohne daß der Lehrer bei jedem nicht schriftdeutschen Worte und bei jeder nicht stilgerechten Wendung ihrer Rede

gleich verbessernd dazwischenfährt. Sie werden sich auf diese Weise leichter in die neuen Verhältnisse gewöhnen, sich selbst natürlicher geben und vor allen Dingen geistig regsamer und tätiger bleiben. Lassen wir ihnen also das alte Organ ihres Gedankenausdrucks, bis das neue, die Schulsprache, zu genügender Entwicklung gekommen ist.

Aber nicht nur der Schüler, sondern auch der Lehrer der Elementarklasse wird manchmal den Dialekt gebrauchen dürfen, nämlich dann, wenn es gilt, die einfachste Brücke zu schlagen von seinem Geiste zur Vorstellungswelt der Kinder. Und wenn vielleicht noch in einer höheren Klasse ein schwachbefähigter Schüler Redensarten wie „er kommt schwerfälligen Ganges“, „er ist ein Mann mit offenem Kopfe“ und ähnliche nicht verstehen sollte, ich würde es nicht als eine Entweihung von Ort und Stunde betrachten, wenn der Lehrer an Stelle langatmiger Erklärungen ohne Zimperlichkeit die entsprechenden Ausdrücke unserer Mundart als Erläuterung zu Hilfe nimmt.

Wie aber selbst höhere Begriffe durch den Dialekt zum Verständnis gebracht werden können, davon gibt Hildebrand in seinem Buche: „Vom deutschen Sprachunterricht“ ein geradezu klassisches Beispiel in der Erklärung des Wortes mild. Es heißt dort: „Der Lehrer erinnert das Kind an eine Nacht, wo einer bös an Zahnschmerzen litt und die Mutter ihn endlich auf den Schoß nahm und ihn schaukelnd und streichelnd begütigte: „Na, laß gut sin, morgen is alles vorbei.“ Denn in der Mundart oder mit hinreichendem Anklang an die Mundart muß der Lehrer das sagen auch mitten im hochdeutschen Unterricht, und der Schüler wird nicht lachen, wenn es nur mit dem Klange der Lebenswahrheit oder mit dem Klange wohlwollender Liebe gesagt wird.“

Doch nicht nur von Geist zu Geist, sondern auch von Herz zu Herz kann die Mundart als Brücke dienen. Denn je intimer die Menschen im gegenseitigen Verkehre werden, je mehr die Herzen sich einander nähern, desto mehr nimmt auch die Sprache in der Unterhaltung die mundartliche Färbung an. Eine ähnliche Erscheinung ist bei unsern Kindern zu beobachten. Und wenn der Dichter von der Muttersprache im Gegensatze zu fremden Zungen rühmt:

„Aber soll ich beten, danken, geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken sprech ich wie der Mutter Mund“,

so können wir auch von unsern Kleinen behaupten: Wenn sie innerlich warm werden, wenn ihr Herz voll ist, sodaß der Mund übergeht, dann durchbricht die Mundart die starken Schranken, die ihrer Anwendung von der Schule gezogen worden sind, dann kleiden sich auch ihre intimsten Gefühle in das dialektische Gewand, und der von der Freundlichkeit seines Lehrers ganz überglückliche kleine Bursche bricht in den Ruf aus: „Mei guter Herr Lehrer, aber ich bin Se gut.“ Es bewahrheitet sich auch hier des Dichters Wort, daß das Gemüt sich in die Mundart flüchtet.

Ist aber der elementare Ausbruch des Gemüts meist mit dem Gebrauch des Dialektes verknüpft, so kann es auch dem Lehrer nicht verwehrt sein, sich seinerseits bei gegebener Gelegenheit der Mundart zu bedienen, wenn er hoffen darf, durch ihre Anwendung eine besondere Wirkung auf das Gemüt ausüben zu können. Ich will damit durchaus nicht dem sogenannten „Datschen“ das Wort reden. In der Benutzung des Dialekts muß jedenfalls Sparsamkeit walten. Seine Verwertung für die Pflege des Gemütslebens läßt sich auch nicht in Regeln fassen, und über den rechten Augenblick und die rechte Weise entscheidet allein der pädagogische Takt.

Lassen Sie mich endlich noch darüber sprechen, wie man den Leipziger Dialekt auch als Objekt unterrichtlicher Betrachtungen mit Kindern benutzen kann.

Ich berühre damit eine Sache, welche in der Theorie von Klaus Groth, Hildebrand u. a. längst gefordert, praktisch aber, soviel ich weiß, noch wenig verwertet worden ist, und ich fühle mich deshalb veranlaßt, im voraus für meine Ausführungen um eine nicht allzustrenge Beurteilung zu bitten.

Die Schule verlangt vom antwortenden, erzählenden, lesenden und rezitierenden Kinde die ausschließliche Anwendung des lautreinen Hochdeutschen und tadelt jeden Rückfall in den Dialekt als Nachlässigkeit.

Infolgedessen erscheint dem Kinde notwendigerweise die Mundart als etwas Fehlerhaftes, als eine tief unter dem Niveau des Hochdeutschen

stehende Ausdrucksweise, und während es diesem als der Sprache des Unterrichts den schuldigen Respekt entgegenbringt, lernt es mit fortschreitender Sicherheit im Gebrauche der neuen Sprache seine Mundart, das Idiom des Hauses und der Straße, verachten.

Zu dieser Verachtung braucht es aber keineswegs zu kommen, und obwohl ich den Satz, daß ein jeder Dialekt „etwas Heiliges, Ehrwürdiges und ein Väter Erbteil sei wie Sitte und Recht, Staat und Religion", für etwas überschwenglich halte und auf unsere heimische Mundart bezogen nicht ganz unterschreiben möchte, so meine ich doch, eine gewisse Wertschätzung kann und darf auch das Leipziger Kind seinem Dialekte entgegenbringen. Diese Wertschätznng aber wird erzeugt, wenn wir Gelegenheit nehmen, unsere Schüler an markanten Beispielen hinzuweisen auf die Gesetzmäßigkeit, die auch im Dialekte waltet, auf die geschichtliche Berechtigung, die manchen mundartlichen Formen zukommt, und auf den Wortreichtum, die Plastik und den gesunden Humor, die so oft der dialektischen Ausdrucksweise eigen sind.

Natürlich müssen wir derartige Unterweisungen auf die oberen Klassen der Volksschule beschränken, da sie bei den Kindern bereits eine gewisse geistige Reife voraussetzen. Es soll durch sie auch keineswegs eine Beeinträchtigung der bisherigen stilistischen und grammatischen Übungen des Deutschunterrichts eintreten; denn diese bilden immer die Hauptspeise, dialektische Erörterungen sind nur als Zukost anzusehen. Darum verlangen wir für sie auch keine Stunden, sondern begnügen uns mit wenig Minuten, in welchen wir einmal die Blicke der Kinder hinüberschweifen lassen von dem zwischen regulierten Ufern stolz dahinfließenden Strome der hochdeutschen Sprache auf den parallel laufenden Wildbach der Mundart.

Gelegenheit zu solchen Seitenblicken wird sich schon hin und wieder finden. Wir müssen es nur in unsern kleinen Verhältnissen ähnlich machen, wie es Hildebrand als akademischer Lehrer zu tun pflegte. Von ihm, der wie kein zweiter die Sprache und die Denkweise des Volkes kannte, berichtet sein Schüler Lyon, daß er oft ein zufälliges Wort, einen Volksspruch, einen Kinderreim als Ausgangspunkte benutzt habe zu weiten, über Jahrhunderte hinreichenden sprachgeschichtlichen Untersuchungen. Ob

aber die Zeit, die wir zu solchen kleinen Exkursionen in das Gebiet der Mundart gebrauchen, verloren oder nützlich angewandt ist, wollen Sie selbst an einigen praktischen Beispielen beurteilen, die ich zur Illustration der vorhergegangenen theoretischen Erörterungen hinzufüge.

In der Zwischenstunde vernehme ich im Gespräche zweier Mädchen den dialektischen Ausdruck „Kleed". An meinen Mienen merken die Kinder, daß ich es verstanden habe, und schämen sich. Nun sollen sie aber das Wort „Kleed" auch einmal mit anderen Augen ansehen lernen. Ich fordere darum das eine Mädchen auf, den Satz anzuschreiben: „Was meinst du zu meinem Kleide?" Das andere mag denselben Satz im Leipziger Dialekt daruntersetzen: „Was meenst du zu meinem Kleede?" Die Kinder sehen, wie sich das ei im Zeitworte meinen und im Hauptworte Kleid in das lange ee verwandelt, im besitzanzeigenden Fürworte aber unverändert bleibt. Das Interesse ist lebhaft erregt. Nun verlange ich von einem dritten Kinde, hochdeutsch bis drei zu zählen. Ein viertes mag es in der heimischen Mundart tun: Eens, zwee, drei. Wieder tritt die frappierende Verschiedenheit in dem Verhalten des ei zu Tage. Es müßte eine geistig furchtbar träge Klasse sein, wenn jetzt nicht die Augen anfingen zu leuchten und die Kinder mit gespannter Aufmerksamkeit am Munde des Lehrers hingen, von dem sie die Lösung des Sprachrätsels in ihrem Dialekte erwarten. Nun sage ich ihnen: Die Wörter meinen und Kleid, eins und zwei hatten ihr ei schon vor vielen hundert Jahren; mein und drei aber hießen damals mîn und drî. Jenes alte ei ist in der Schriftsprache geblieben, und die Mundart macht daraus ein ee; das alte î aber hat sich in der Schriftsprache zu ei verwandelt und wird von der Mundart nicht verändert. Findet man also ein Wort, das hochdeutsch mit ei, dialektisch aber mit ee gesprochen wird, dann kann man sicher sein, daß es auch schon in alter Zeit sein ei hatte, während alle hochdeutschen Wörter mit ei, die im Dialekte gleichlautend sind, einst das lange î besaßen. Da bekommt auf einmal unser Leipziger Alltagsdeutsch in den Augen der Kinder eine ganz andere Gestalt, und durch die erlangte Kenntnis der G e s e t z m ä ß i g k e i t, die auch in der Mundart sich vorfindet, wird diese auf eine höhere Wertstufe gehoben und gleichsam geadelt.

Ein anderes Beispiel. Hinter unsrer Schule breitet sich ein Trockenplatz aus. Es ist ein heißer Julitag, und die Nachmittagsschwüle liegt einschläfernd auf den Kindern. Wir müssen ein Mittel ergreifen, die Geister zu beleben. Da sage ich: Seht dort die fleißigen Waschfrauen. Als sie vorhin mit ihren schweren Körben nach dem Trockenplatze gingen, meinte die eine: „Nee, so'ne Wärmde!“ worauf die andere entgegnete: „Dadevor dreigt's aber o heite gut.“

Mögen die Kinder lachen, herzlich lachen. Bald werden sie einsehen, daß sie über etwas gelacht haben, was eigentlich gar nicht lächerlich ist. Zunächst lenke ich die Aufmerksamkeit der Kinder auf das Wort „Wärmde“ und zeige ihnen, daß es in unserm Leipziger Dialekte noch mehr ähnlich gebildete Wörter gibt. Von einem, der recht lustig ist, sagt man: „Er geht in die Höchde.“ Eine Schneiderin, die aus einem alten Rocke einen neuen machen sollte, äußerte: „Die Breete ginge wohl, aber in der Längde reechts niche.“ Die zürnende Mutter ruft dem ungezogenen Kinde zu: „Haste denn gar geene Schämde?“ Hierauf teile ich den Kindern mit, daß alle diese Wörter: Wärmde, Höchde, Längde, Schämde einst schriftdeutsch waren und sich noch in Büchern finden, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gedruckt worden sind.

Nicht minder interessant und lehrreich ist für reifere Schüler auch die Betrachtung des zweiten Satzes: „Dadevor dreigt's aber o heite gut.“ Vielleicht haben sie schon etwas von der Einteilung der Bewohner Europas in Völkerfamilien gehört oder davon, daß man die Engländer als die Vettern der Deutschen bezeichnet. Daran anknüpfend, füge ich hinzu, wie man die Verwandtschaft zweier Nationen an ihren Sprachen erkennt, daß das deutsche Wort „trocken“ im Englischen dry heißt, daß unser Leipziger „dreigen“ einst schriftdeutsch war, und daß in einer alten Leipziger Marktordnung aus dem Jahre 1726 von gedreigtem Obste die Rede ist.

So lernen die Schüler einsehen, wie ihr heimischer Dialekt manche altertümliche Formen bewahrt hat, „die nur der Unverstand zu lächerlichen Fehlern stempelt“, und bekommen eine gewisse Hochachtung vor ihrer Mundart. Vielleicht ist sogar das erwachte Interesse an der Volkssprache so groß geworden, daß sie als kleine Sprachforscher über mundartliche

Formen, die sie in den Ferien bei der Großmutter oder anderswo hören, nachdenken, und wenn sie selbst des Rätsels Lösung nicht finden, den Lehrer um Aufschluß bitten. Die Weckung geschichtlichen Sinnes für das, was dem Menschen am nächsten liegt, für seine Sprache, erscheint mir aber als ein schönes Resultat unsers Unterrichts.

Ein drittes Beispiel. In der Geschichtsstunde ist von Hussens Leben und Sterben die Rede gewesen, und die Kinder kennen sein prophetisches Wort: „Die Gans ist ein schwacher Vogel und vermag sich nicht hoch zu schwingen; aber nach ihr wird ein Adler kommen, der alle Stricke zerreißen wird, mit welchen man ihn fesseln will.“ Nun steht Deutsch auf dem Stundenplane. Da kommen wir noch einmal auf jenen Ausspruch zurück und sagen den Kindern, daß der fromme Märtyrer sich mit der Gans vergleicht, weil sein Name, das böhmische Wort husa, wendisch huso, Gans bedeutet. Haben wir dieses Wort auch? Im Schriftdeutschen freilich nicht, wohl aber im Dialekt, denn dieser redet von einer Husche oder tautologisch von einer Huschegans. Wie aber ist dieses wildfremde Wort zu uns gekommen? Wir erinnern die Kinder an die Ureinwohner der Leipziger Pflege, die Sorben, die ja den Tschechen Böhmens sprachverwandt sind, und zeigen ihnen, daß unser Leipzig lange Zeit ein zweisprachiger Ort war, wie noch heute die Wendendörfer um Bautzen, daß bis 1327 die Sprache der unterworfenen Sorben vor dem Schöffenstuhle und auf dem Rathause unsrer Stadt der Sprache der deutschen Sieger gleichberechtigt war und daß wir uns darum gar nicht wundern dürfen, wenn Überreste jener alten Sprache (Mutschekuh von metschka, Puttchen von putka, die Plauze von pluca) sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Wie aber die geschrammten Geschiebestücke, die glatten Rollkiesel und die geschliffenen Dreikanter draußen im heimatlichen Boden von den großen Umwälzungen erzählen, die einst durch Naturgewalten auf unsern Fluren vor sich gegangen sind, so werden diese sprachlichen Findlinge im heimatlichen Dialekte zu Denkmälern und Zeugen von dem Ringen zweier Nationen, die einst Anspruch auf den Besitz unsrer Heimat erhoben.

Ein andermal haben wir die Wortfamilie von sprechen gebildet und die hochdeutschen Synonymen dieses Wortes niederschreiben lassen. Als

Zuckerbrot nach nährender Hausmannskost geben wir jetzt eine Zusammenstellung der dialektischen Ausdrücke für „sprechen“, indem wir von den Kindern die Fragen beantworten lassen: Wie nennt der Leipziger Volksmund ein schnelles, ein langsames, ein gemütliches, ein rohes, ein unverständiges Sprechen? Mit Staunen sehen die Kinder den Reichtum von Worten in ihrem Dialekte, deren Inhalte das stolze Hochdeutsch meist nur durch Umschreibungen auszudrücken vermag.

Oder es ist um einer Nichtigkeit willen zwischen zwei Schülern eine Fehde entbrannt, und wir sind als Schiedsrichter aufgerufen. Statt zum schweren Geschütze der Strafrede greifen wir einmal zur leichten Pritsche der Ironie und sagen: „Ja, ja, es ist nötig, immer recht vorsichtig zu sein, sonst verletzt man.“ Das predigt schon die Weisheit auf der Gasse, indem sie lehrt: „Wer nicht Puttchen, Puttchen macht, eckt an, stößt den andern vor den Kopp, tritt ins Fettnäppchen, haut in die Äppel.“ Auch den unschuldigen Humor unsers Dialektes, der ein Gegengewicht bildet zu manchem, was vielleicht roh in ihm erscheint, dürfen die Schüler kennen lernen.

Doch genug der Beispiele! Ich ziehe aus ihnen die Summa. Ungemünztes Gold, das auf der Straße lag, habe ich aufgehoben und zu prägen versucht. Unsere Leipziger Mundart ist nicht arm an solchem Golde. Wer es für die Volksschule kursfähig machen will, braucht dazu nichts weiter als ein wenig Interesse für das einheimische Idiom und die Fähigkeit, sprachliche Gebilde mit geschichtlichem Blicke anschauen zu können. Gewiß muß die Schule dem Dialekte gegenüber zunächst eine Kampfstellung einnehmen, soweit er ein Hindernis bildet für den „richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der hochdeutschen Sprache“, die ja das Band ist, das den Einzelnen mit der Gesamtheit der Nation verknüpft. Aber in bezug auf die Art der Kampfführung ruft der Sprachgeist, dessen Kind auch der Dialekt ist, uns Lehrern bittend zu: „Fahret mir säuberlich mit meinem Sohne Absalom!“ Denn der Dialekt ist wie der Boden, der uns trägt, wie die Luft, die uns umweht, wie Feld und Wald, woran sich unser Auge weidet, ein Stück der Heimat.

Unsere kunstbegeisterte Zeit spricht viel von Heimatkunst und versteht darunter die Richtung, welche vorzugsweise heimatliche Objekte durch künstlerische Darstellung zu verklären sucht. Heimatkunst treibt auch der Lehrer, der es versteht, in rechter Weise die heimische Mundart für Gemüt und Geist seiner Schüler zu verwerten. Lassen Sie uns darnach streben, auch in diesem kleinen Gebiete der Unterrichtsarbeit Künstler zu werden!



Druck von Oswald Schmidt in Leipzig.

